

Performanz

Zwischen Sprachphilosophie
und Kulturwissenschaften

Herausgegeben
von Uwe Wirth

**suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1575

Der Band *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften* versammelt als »Service-Band« Texte von Autoren, auf die sich die zum Teil heftige Diskussion um die Bedeutung des Performanzbegriffs bezog und – in Folge des *performative turn* der Kultur- und Medienwissenschaften – bezieht. Strittig bleibt, inwiefern die allgemeinen Gelingensbedingungen des Sprechaktes von den materiellen Eigenschaften seiner »Verkörperung« abhängen. Während die Frage nach den Gelingensbedingungen von Sprechakten eine philosophische, linguistische oder soziologische Funktionsanalyse des »ausführenden Vollzugs« von sprachlichen Handlungen impliziert, zielt die Frage nach den Verkörperungsbedingungen auf die Inszenierungsbedingungen bzw. auf die »medialen Erscheinungsformen« der Äußerungen ab. Im ersten Teil des Bandes *Performanz* wird, ausgehend von Austins Begriffsprägung, die sprachphilosophische und literaturtheoretische Auseinandersetzung um den Performanzbegriff transparent gemacht. Im zweiten Teil wird die »kulturwissenschaftliche Wende« des Begriffs in Anthropologie, Theaterwissenschaften und Gender-Studies dokumentiert. Im dritten Teil werden schließlich die Perspektiven der Verwendung des Performanzbegriffs sowie Anschluß- und Übergangsmöglichkeiten zwischen verschiedenen Problemfeldern aufgezeigt.

Performanz

*Zwischen Sprachphilosophie
und Kulturwissenschaften*

Herausgegeben
von Uwe Wirth

Suhrkamp

8. Auflage 2025

Erste Auflage 2002

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1575

Originalausgabe

© 2002, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29175-7

Suhrkamp Verlag AG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Inhalt

1. Zur Einführung

Uwe Wirth

Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität	9
---	---

2. Der Performanzbegriff zwischen Sprachphilosophie und Literaturtheorie

John L. Austin

Zur Theorie der Sprechakte, Zweite Vorlesung	63
--	----

John L. Austin

Zur Theorie der Sprechakte, Elfte Vorlesung	72
---	----

John R. Searle

Was ist ein Sprechakt?	83
------------------------------	----

Roland Barthes

Der Tod des Autors	104
--------------------------	-----

Michel Foucault

Die Aussage definieren	III
------------------------------	-----

Jacques Derrida

Unabhängigkeitserklärungen	121
----------------------------------	-----

Wolfgang Iser

Das Modell der Sprechakte	129
---------------------------------	-----

Paul de Man

Semiologie und Rhetorik	140
-------------------------------	-----

Jürgen Habermas

Universalisierungsanspruch und performativer Widerspruch ..	159
---	-----

3. Die ›kulturwissenschaftliche Wende‹ des Performanzbegriffs

Erving Goffman

Moduln und Modulationen	185
-------------------------------	-----

Victor Turner

Dramatisches Ritual, rituelles Theater. Performative und reflexive Ethnologie	193
--	-----

Stanley J. Tambiah

Eine performative Theorie des Rituals	210
---	-----

<i>Wolfgang Iser</i>	
Mimesis und Performanz	243
<i>Umberto Eco</i>	
Semiotik der Theateraufführung	262
<i>Erika Fischer-Lichte</i>	
Grenzgänge und Tauschhandel. Auf dem Wege zu einer performativen Kultur	277
<i>Judith Butler</i>	
Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänome- nologie und feministische Theorie	301

4. Übergänge und Perspektiven des Performanzbegriffs

<i>Sybillie Krämer</i>	
Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität	323
<i>Doris Kolesch und Annette Jael Lehmann</i>	
Zwischen Szene und Schauraum – Bildinszenierungen als Orte performativer Wirklichkeitskonstitution	347
<i>Niels Werber</i>	
Vor dem Vertrag. Probleme des Performanzbegriffs aus systemtheoretischer Sicht	366
<i>Eckhard Schumacher</i>	
Performativität und Performance	383
<i>Uwe Wirth</i>	
Performative Rahmung, parergonale Indexikalität. Verknüpfendes Schreiben zwischen Herausgeberschaft und Hypertextualität	403
Zu den Autorinnen und Autoren der Originalbeiträge	434
Nachweise	435

I. Zur Einführung

Uwe Wirth
Der Performanzbegriff
im Spannungsfeld von Illokution,
Iteration und Indexikalität

Der Band *Performanz* versammelt eine Reihe grundlegender Texte: Der erste Teil resümiert die sprachphilosophische und literaturtheoretische Auseinandersetzung mit Austins Begriffsprägung. Der zweite Teil dokumentiert die »kulturwissenschaftliche Wende« des Begriffs in Anthropologie, Theaterwissenschaften und Gender-Studies. Im dritten Teil werden schließlich die Perspektiven der Verwendung des Performanzbegriffs und seine theoretischen Anschlußmöglichkeiten aufgezeigt. Im folgenden sollen zum einen die begriffsgeschichtliche Entwicklung nachgezeichnet und zum anderen die systematischen Probleme aufgezeigt werden, welche sowohl die sprachphilosophische als auch die kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Performativen in Bewegung hielt und hält. Abschließend wird der Versuch einer medien- und zeichentheoretischen Kritik des Performanzbegriffs unternommen.

»Es ist durchaus verzeihlich, nicht zu wissen, was das Wort *performativ* bedeutet«, schreibt Austin in seinem Aufsatz »Performative Äußerungen« im Jahr 1961: »Es ist ein neues Wort und ein garstiges Wort, und vielleicht hat es auch keine sonderlich großartige Bedeutung. Eines spricht jedenfalls für dieses Wort, nämlich daß es nicht tief klingt.«¹ Die vielgestaltige Verwendbarkeit des Performanzbegriffs ebenso wie seine Mehrdeutigkeit haben maßgeblich zur akademischen Breitenwirkung des »garstigen Wortes« beigetragen. Auf die Frage, was der Begriff *Performanz* eigentlich bedeutet, geben Sprachphilosophen und Linguisten einerseits, Theaterwissenschaftler, Rezeptionsästhetiker, Ethnologen oder Medienwissenschaftler andererseits sehr verschiedene Antworten. *Performanz* kann sich ebenso auf das *ernsthafte Ausführen* von Sprechakten, das *inszenierende Aufführen* von theatralen oder rituellen Handlungen, das *materiale Verkörpern* von Botschaften im »Akt des Schreibens« oder auf die *Konstitution von Imaginationen* im »Akt des Lesens« beziehen.

1 John L. Austin (1986), »Performative Äußerungen«, in: *Gesammelte philosophische Aufsätze*, übers. und hg. v. Joachim Schulte, Stuttgart, S. 305.

Seine Vieldeutigkeit und seine ubiquitäre Anwendbarkeit haben auch dazu beigetragen, daß der Performanzbegriff von Anfang an heftig umstritten war – herausragendes Beispiel ist bis heute die polemische Eskalation im Rahmen der sogenannten »Searle-Derrida-Debatte« – und heute, im Kontext des eingeläuteten *performative turn* der Kulturwissenschaften, erneut Hochkonjunktur hat. Wissenschaftsgeschichtlich betrachtet hat sich der Begriff der Performanz von einem *terminus technicus* der Sprechakttheorie zu einem *umbrella term* der Kulturwissenschaften verwandelt, wobei die Frage nach den »funktionalen Gelingensbedingungen« der Sprechakte von der Frage nach ihren »phänomenalen Verkörperungsbedingungen« abgelöst wurde.

Die sprachphilosophische Auseinandersetzung mit dem Performanzbegriff

Seit seiner Einführung zeichnet sich der Performanzbegriff durch ein Pendeln zwischen funktionaler und phänomenaler Bestimmung aus. Die Sprechakttheorie Austins ist der Versuch einer systematischen Rekonstruktion von Wittgensteins Sprachspielthese – insbesondere seiner Auffassung, daß die Bedeutung sprachlicher Äußerungen durch ihren Gebrauch bestimmt wird. Dabei sind freilich sehr unterschiedliche konventionale und nichtkonventionale Formen des Gebrauchs möglich. Austin führt in *How to do Things with Words* den Begriff der Performanz ein, um eine spezifische Klasse von Sprachverwendungen zu bezeichnen, bei denen durch das Äußern bestimmter Worte »conventional procedures« vollzogen werden.² So beim »Jawort« der Eheleute vor dem Standesbeamten oder dessen Vollzugsformel: »Hiermit erkläre ich euch zu Mann und Frau.« Die sprachphilosophische Provokation performativer Äußerungen besteht darin, daß sie keine logisch-semanticen Wahrheitsbedingungen haben. Ihre Bedeutung läßt sich daher nicht mit Bezug auf ihren Wahrheitswert, sondern nur mit Bezug auf ihre Gelingensbedingungen bestimmen. Damit ändern sich die sprachphilosophischen Kriterien der Bedeutungszuweisung. Im Gegensatz zur »konstativen Beschreibung« von Zuständen, die entweder wahr oder falsch ist, verändern »performative Äußerungen« durch den Akt des Äußerns Zustände in der sozialen Welt, das heißt,

2 John L. Austin (1975), *How to do Things with Words*, London/Oxford, S. 14 f.; John L. Austin (1979), *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart, S. 37.

sie beschreiben keine Tatsachen, sondern sie schaffen soziale Tatsachen. So bewirkt der deklarative Sprechakt des Standesbeamten kraft seines Amtes, daß sich die Eheleute danach *im Zustand* der Ehe befinden.

Die explizit performativen Äußerungen der Sprechakttheorie sind dabei in zweierlei Hinsicht selbstreferentiell: *erstens* liefert das performative Verb eine Selbstbeschreibung dessen, was es tun wird; *zweitens* ist der Akt des Äußerns dieses performativen Verbs bereits selbst Teil der Handlung, welche durch das performative Verb beschrieben wird. Die Tatsache, daß das Verb geäußert wurde, dient also der Initialisierung eines Handlungsprozesses, bei dem die geäußerte Handlungsankündigung bereits Teil des Handlungsvollzuges ist.³ Die Bedeutung eines geäußerten Sprechaktes leitet sich aus dem wechselseitig vorausgesetzten Wissen um den Verpflichtungscharakter des Sprechens und bestimmter essentieller Gelingensbedingungen ab. Diese betreffen zum einen die *intentionalen Rahmenbedingungen*, nämlich die »ernsthafte« Festlegung des Sprechers auf ein Verhalten, zum anderen die *institutionellen Rahmenbedingungen*. So ist für die Gültigkeit performativer Akte entscheidend, daß die Personen, die sie vollziehen, dazu autorisiert sind – und daß die Subjekte, an denen die Sprechakte vollzogen werden, zum Verfahren zugelassen sind. Deshalb müssen Heiratswillige ihre »Ehefähigkeit« belegen, und die Prozedur des Heiratens kann nur von einer institutionell autorisierten Person vollzogen werden – dem Standesbeamten, dem Priester oder dem Kapitän. Sobald der Zahlmeister oder der Meßdiener die Zeremonie vollzieht, *verunglückt* der performative Akt bzw. erweist sich als *nichtig*.

Neben dieser funktionalen Bestimmung kann sich der Performanzbegriff aber auch auf die phänomenale Tatsache beziehen, daß etwas *als Äußerung* verkörpert ist. So nimmt der Terminus *performance* im Rahmen von Chomskys universalgrammatischem Ansatz eine ganz andere Systemstelle ein als bei Austin. Chomsky führt zu Beginn seiner *Aspekte der Syntax* die Differenzierung zwischen *competence* und *performance* ein, um die »Kenntnis« eines Sprecher-Hörers vom »aktuellen Gebrauch« der Sprache in konkreten Situationen zu unterschei-

3 Dies hat dazu geführt, daß Performativität, etwa aus Sicht pädagogischer Theorien, mit dem Problem der self-fulfilling prophecy gekoppelt wurde; so schreibt Koch: »Die handlungsleitende Kraft humanwissenschaftlicher Darstellungen bedarf einer genaueren Erörterung ihrer sich selbst erfüllenden, performativen Wirksamkeit.« Vgl. Martina Koch (1999), *Performative Pädagogik: über die welterzeugende Wirksamkeit pädagogischer Reflexivität*, Münster/New York/München/Berlin, S. 22.

den.⁴ Der Begriff der *performance* steht dabei in Parallele zur *parole*, der Begriff *competence* geht jedoch über die *langue* im Saussureschen Sinn hinaus – *competence* bezeichnet nicht nur eine »synchrone Struktur«, sondern ein »System generativer (»erzeugender«) Prozesse« (ebd.). Im Rahmen seiner Untersuchung muß der Universalgrammatiker allerdings immer von den Performanzfaktoren abstrahieren, da sich die Kompetenz »in den sprachlichen Daten niemals in ihrer reinen Form präsentiert«.⁵ Die Kompetenz als allgemeines »Kenntnissystem« bestimmt die Form der Sprache. Der Performanz als »aktuellem Gebrauch« eignet dagegen immer auch das Moment einer sprachlichen Deformation. Die Sprache als beobachtbares Phänomen ist demnach immer eine Verzerrung der »reinen Sprache«.⁶ Diese Idealisierung der Kompetenz etabliert ein deduktives *Type-Token*-Ableitungsverhältnis, welches jeden »induktiven Rückschluß« von der phänomenalen Ebene der Performanz auf die Ebene der Kompetenz von vornherein ausschließt. In gleicher Weise verhalten sich im Rahmen der Searleschen Sprechakttheorie die »konstitutiven Regeln« zum »performativen Vollzug« – für Searle ist der Sprechakt ein abstrakter Äußerungstyp und keine konkrete Äußerung.⁷ Eben deshalb nimmt Searle in seiner »Taxonomie illokutionärer Akte« kritisch auf Austins Untersuchung Bezug, um eine klare Unterscheidung »zwischen illokutionären Verben und illokutionären Akten« einzuführen.⁸ Während illokutionäre Verben immer im Rahmen einer einzelnen Sprache behandelt werden, gehört die Illokution zur Sprache und nicht zu einzelnen Sprachen (ebd.). Das heißt, daß der Untersuchungsgegenstand der Sprechakttheorie die universale Struktur von Äußerungen ist.

Der entscheidende Schritt auf dem Weg zu einer »allgemeinen Theorie der Sprechakte« ist paradoxerweise gerade die Aufgabe der Unterscheidung zwischen *konstativ* und *performativ*, mit der Austins Untersuchung *How to do Things with Words* einsetzt. In der achten Vorlesung wird der Begriff der »performativen Äußerungen« in den der »illokutionären Kraft« von Äußerungen transformiert. Diese illokutionäre Kraft determiniert nicht mehr nur Performativa, sondern

4 Noam Chomsky (1972), *Aspekte der Syntax-Theorie*, Frankfurt a. M., S. 14 f.

5 Günther Grewendorf, Fritz Hamm, Wolfgang Sternefeld (1987), *Sprachliches Wissen*, Frankfurt a. M., S. 35.

6 Vgl. Sybille Krämer (2001), *Sprache, Sprechakt, Kommunikation*, Frankfurt a. M., S. 53.

7 Vgl. Krämer, *Sprache, Sprechakt, Kommunikation*, S. 68.

8 John R. Searle (1982 a), »Eine Taxonomie illokutionärer Akte«, in: *Ausdruck und Bedeutung*, Frankfurt a. M., S. 18.

auch Konstantiva – auch das Treffen einer Feststellung heißt »bis aufs I-Tüpfelchen« einen illokutionären Akt verrichten.⁹ An die Stelle der dichotomischen Differenz *konstativ* und *performativ* tritt nun die triadische Unterscheidung zwischen *lokutionären*, *illokutionären* und *perlokutionären* Akten.¹⁰ Der Vollzug eines illokutionären Akts bedeutet, einer Äußerung eine bestimmte Kraft (»force«) zuzuweisen. Der illokutionäre Akt vollzieht eine Handlung, »*indem* man etwas sagt«, im Unterschied zu dem lokutionären Akt, »*daß* man etwas sagt«.¹¹ Der perlokutionäre Akt betrifft die »kürzere oder längere Kette von ›Wirkungen‹«,¹² welche der Sprechakt auf einen Rezipienten ausübt, wobei er den konventionalen Rahmen illokutionärer Effekte durchaus sprengen kann. Aus dem ursprünglichen Projekt, eine Liste explizit performativer Verben zu erstellen, wird so im zweiten Teil von *How to Things with Words* das Projekt, eine Liste der illokutionären Funktion, d. h. der *illocutionary force* von Äußerungen zu entfalten.¹³ Das hat zur Folge, daß die expliziten Performativa qua institutionelle Sprechakte nur noch eine Sonderklasse im Rahmen einer allgemeinen Theorie der Illokution bilden.

Entscheidend sowohl für Austins als auch für Searles Ansatz ist die klare Privilegierung der Illokution gegenüber der Perlokution. So läßt Austin keinen Zweifel daran, daß sein primäres Interesse der Untersuchung des konventionalen illokutionären Gebrauchs von Sprache gilt und nicht der »klug berechneten Wirkung« des perlokutionären Gebrauchs.¹⁴ Im Gegensatz zu den illokutionären Effekten sind die perlokutionären Effekte zwar intentional berechenbar, aber nicht konventional festgelegt. Illokutionäre Akte dagegen bedienen sich »ausnahmslos« konventionaler Mittel,¹⁵ um ihre Effekte, nämlich »das Verständnis sichern, wirksam sein und zu einer Antwort auffordern«,¹⁶ hervorzubringen. Insbesondere in Searles Sprechakttheorie ist eine Marginalisierung des Perlokutionären feststellbar, etwa wenn er behauptet, bei vielen wichtigen – womöglich den meisten – illokutionären Akten gebe es »kein wesentliches perlokutionäres Ziel, das per

9 Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 153.

10 Vgl. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 112 ff.

11 Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 117.

12 Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 124.

13 Vgl. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 167.

14 Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 122.

15 Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 136.

16 Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 134.

definitionem zu dem entsprechenden Verbum gehörte«. ¹⁷ Dieser Ausschluß des Perlokutionären ist auch für die Indienstnahme des Performativen durch Apel und Habermas charakteristisch.

Im Zentrum der Habermasschen *Theorie des kommunikativen Handelns* stehen die illokutionären Akte, weil sie als selbstgenügsame Akte »stets« in der kommunikativen Absicht geäußert werden, ein Hörer möge das Gesagte »verstehen und akzeptieren«. ¹⁸ Dabei geht es Habermas zunächst darum, mit Hilfe der Sprechakttheorie das Problem des Verstehens zu »enthermeneutisieren«: Die Hermeneutik »betrachtet«, wie Habermas schreibt, »die Sprache sozusagen bei der Arbeit, nämlich so, wie sie von Teilnehmern mit dem Ziel verwendet wird, zum gemeinsamen *Verständnis* einer Sache oder zu einer gemeinsamen Ansicht zu gelangen« – dabei verdunkelt die Metapher vom Beobachter allerdings, »daß die performativ benutzte Sprache in Beziehungen eingebettet ist, die komplizierter sind als die einfache »über-Beziehung«. ¹⁹ Ebendiese Steigerung des Komplexitätsgrades wird mit der sprechakttheoretischen Unterscheidung zwischen konstativ und performativ bzw. zwischen Illokution und Perlokution möglich. Zugleich leitet sich aus der Konventionalität des illokutionären Aktes sowohl das universalpragmatische als auch das diskursethische Begründungsprogramm ab. Habermas geht es bei seinem Rekurs auf die Sprechakttheorie darum, zu zeigen, daß sich die illokutionären Akte aus internen, konventionell geregelten Sprachhandlungen ergeben, welche den verständigungsorientierten Sprachgebrauch im *Originalmodus* darstellen. ²⁰ Die perlokutionären Akte werden dagegen als eine »spezielle Klasse strategischer Interaktionen« gewertet, welche Illokutionen »als Mittel in teleologischen Handlungszusammenhängen« einsetzen. ²¹

Die Differenz zwischen Illokution und Perlokution wird zum Ausgangspunkt für die sprachphilosophische Debatte zwischen starken Konventionalisten wie Searle und Habermas und mehr oder weniger radikalen Intentionalisten wie Grice und Davidson. Searles Auseinandersetzung mit dem Griceschen Intentionalismus findet sich in

17 Searle, »Eine Taxonomie illokutionärer Akte«, S. 19.

18 Jürgen Habermas (1987), *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt a. M., S. 389.

19 Jürgen Habermas (1983), *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*, Frankfurt a. M., S. 33.

20 Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, S. 388.

21 Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, S. 395.

»What is a Speech Act?«. Das berühmte Beispiel vom »German Officer« zielt darauf ab, die Inkonsistenz des Griceschen Bedeutungsmodells zu belegen, wonach ein Sprecher einem Hörer seine Intention *ostentativ*, »by recognition of his intention«,²² zu verstehen gibt und dadurch die Äußerungsbedeutung konstituiert.²³ Grice vertritt in seinem Aufsatz »Meaning« eine *starke* intentionalistische Auffassung, wonach die Äußerungsbedeutung davon abhängt, daß im Adressaten *erstens* eine Wirkung erzielt wird – Grice spricht von »inducing a belief«²⁴ – und daß der Adressat *zweitens* erkennt, daß diese Wirkung absichtlich erzielt wurde. Für Searle ist die Äußerungsbedeutung dagegen konstitutiv durch semantische und pragmatische Konventionen determiniert. Das Hervorrufen illokutionärer Effekte – dies ist die Kernidee von Searles Antwort auf die Frage »Was ist ein Sprechakt?« – setzt zwar eine Einsicht in die Intention des Sprechers voraus; diese Intentionalität ist allerdings sowohl durch die semantischen Konventionen des *propositionalen Gehalts* als auch durch die pragmatischen Konventionen der *illokutionären Funktion* bestimmt, welche gleichsam die Rahmenbedingungen der Äußerungsbedeutung festlegt.

Die Dominanz der konventionalen Illokution vor der intentionalen Perlokution ist nun auch für Apel und Habermas die entscheidende Voraussetzung dafür, daß ihr diskursethisches Begründungsprogramm aufgehen kann. Dieses Programm zielt auf die Ableitung ethischer Normen aus den als universal gesetzten Regeln des Sprachhandelns. Die allen Äußerungen zugrundeliegende Performativität von Äußerungen dient zur Begründung einer transzendental-pragmatischen (Apel) bzw. universalpragmatischen (Habermas) Theorie des kommunikativen Handelns.²⁵ Aus den Gelingensbedingungen der illokutionären Akte werden einerseits intersubjektive Geltungsansprüche

22 Paul Grice (1991 b), »Uterer's Meaning and Intentions«, in: *Studies in the Way of Words*, Harvard (UP), S. 101.

23 Für eine kritische Diskussion von Searles »German Officer« siehe Uwe Wirth (2000), »Zwischen Zeichen und Hypothese: Für eine abduktive Wende in der Sprachphilosophie«, in: *Die Welt als Zeichen und Hypothese: Perspektiven des semiotischen Pragmatismus von Charles Sanders Peirce*, hg. v. dems., Frankfurt a. M., S. 142.

24 Grice, »Meaning«, S. 219.

25 Durch die Unterscheidung zwischen dem propositionalen und dem performativen Teil der Rede zeigt sich, wie Apel in »Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft und die Grundlagen der Ethik« schreibt, »daß im Dialog der Argumentierenden nicht nur wertneutrale Aussagen über Sachverhalte gemacht werden, sondern diese Aussagen zumindest implizit mit kommunikativen Handlungen verknüpft sind« (Karl-Otto

abgeleitet; andererseits impliziert der Universalitätsanspruch der Sprechakttheorie, »daß in und mit der *grammatischen Kompetenz* (im Sinne Chomskys) zugleich eine *kommunikative Kompetenz* erworben wurde«. ²⁶ Hier findet eine Kreuzung zweier Begriffssysteme statt, die Auswirkungen auf den Performanzbegriff hat. Indem der Kompetenzbegriff Chomskys mit Austins und Searles Sprechakttheorie gekoppelt wird, erfährt das Performanzkonzept einen Abstraktionsschub. Chomskys Begriff sprachlicher *performance* als einer Anwendung auf der Ebene der *parole* wird durch das Konzept der *kommunikativen Kompetenz* quasi bedeutungslos, der sprechakttheoretische Begriff der Performanz wird dagegen aufgewertet; er soll – hier findet die Interessenlage einer diskursethisch ausgerichteten Argumentation ihren Niederschlag in einer folgenschweren theoretischen Vorentscheidung – zum Untersuchungsgegenstand auf der Ebene der *langue* werden. ²⁷

Apel und Habermas forcieren die Idealisierung der Sprachkonzepte Chomskys und Searles und leiten aus der »pragmatischen Tiefenstruktur« der Sprache das Prinzip des zu vermeidenden performativen Widerspruchs ab. Ein performativer Widerspruch tritt ein, »wenn eine konstative Sprachhandlung ›Kp‹ auf nicht kontingenten Voraussetzungen beruht, deren propositionaler Gehalt der behaupteten Aussage ›p‹ widerspricht«. ²⁸ Die universalpragmatische Bedeutung der Regel vom zu vermeidenden *performativen Widerspruch* liegt darin, daß sie »nicht nur auf einzelne Sprechhandlungen und Argumente, sondern auf die argumentative Rede im ganzen Anwendung finden kann«. ²⁹ Dergestalt erneuert die Regel vom zu vermeidenden performativen Widerspruch den Modus der transzendentalen Begründung mit sprachpragmatischen Mitteln. Performative Widersprüche stellen Verletzungen von pragmatischen Regeln dar, welche konstitutive Voraussetzung einer sozialen Praxis sind. Diese konstitutiven Voraussetzungen sind die Gelingensbedingungen der Sprechakte, aus denen

Apel (1976 a), *Transformation der Philosophie*, S. 401). Jede Tatsachen-Aussage setzt »in der pragmatischen Tiefenstruktur eine *performative* Ergänzung voraus« (ebd.), aus der sich verschiedene Sinn- und Geltungs-Ansprüche ableiten lassen (ebd.).

²⁶ Karl-Otto Apel, *Transformation der Philosophie*, Frankfurt a. M., S. 300.

²⁷ Apel, *Transformation der Philosophie*, S. 301.

²⁸ Habermas, *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*, S. 90; in diesem Band, S. 163.

²⁹ Habermas, *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*, S. 91. Vgl. auch Richard Gebauer (1999), »Jürgen Habermas und das Prinzip des zu vermeidenden performativen Widerspruchs«, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*, Heft 2, S. 23-39.

die Geltungsansprüche kommunikativen Handelns abgeleitet werden können. Insofern eignet sich der Nachweis performativer Widersprüche, wie Habermas in *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln* schreibt, »zur Identifizierung von Regeln, ohne die das Argumentationsspiel nicht funktioniert«. ³⁰

Die dekonstruktivistische Kritik des Performanzbegriffs

Gegen die universalpragmatische Linie der Indienstnahme des Performativen richtet sich bekanntlich die Kritik von seiten postmoderner und dekonstruktivistischer Theorieansätze. Diese Kritik betrifft zunächst die Hauptprämisse der *Theorie des kommunikativen Handelns*, nämlich daß jedes Kommunikationsbemühen auf Konsens abzielt. Dagegen betont Lyotard in *Das postmoderne Wissen*, »daß Sprechen Kämpfen im Sinne des Spielens ist und daß Sprechakte einer allgemeinen Agonistik angehören«. ³¹ Auch die Regel vom zu vermeidenden performativen Widerspruch, vielfach als diskursethische Wunderwaffe im Kampf gegen Skeptiker gepriesen, erfährt ihre gleichsam »antinomische« Entkräftung, sobald man sich auf die von Derrida und de Man vertretene These einläßt, daß sich performative Widersprüche prinzipiell nicht vermeiden lassen. Denn, wie Martin Jay zusammenfassend feststellt, es macht keinen Sinn, »to charge someone with performative contradiction, when such a crime is the original sin of all language«. ³²

An dem Problem des zu vermeidenden performativen Widerspruchs – aber auch an der Frage nach der »ernsthaften Verwendung« von Sprache – entzündet sich eine Auseinandersetzung, welche in den gleichermaßen hegemonialen Ansprüchen von Philosophie und Literaturtheorie um Erklärungshoheit wurzelt. Da das diskursethische Begründungsprogramm auf dem Begriff der Argumentation gründet, ist für Habermas der von Derrida und de Man immer wieder behauptete Vorrang der Rhetorik vor der Logik ein *Skandalon*. Die These vom »allgemeinen Text«, der durch die unkontrollierbaren Bewegun-

30 Habermas, *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*, S. 105.

31 Jean-François Lyotard (1986), *Das postmoderne Wissen*, Wien, S. 40.

32 Martin Jay (1989), »The Debate over Performative Contradiction: Habermas vs. the Post-Structuralists«, in: *Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß der Aufklärung. Jürgen Habermas zum 60. Geburtstag*, hg. v. Axel Honneth, Thomas McCarthy, Claus Offe u. a., Frankfurt a. M., S. 184.

gen der *Iteration* und der *Auffpfropfung* eine permanente Entgrenzung erfährt, impliziert das Schreckbild eines »alles verschlingenden Kontextes«,³³ Die Unterminierung der Hierarchien zwischen den Gattungen der Sprachverwendung und der Sprachkritik fußt auf der Einbebnung des Unterschieds zwischen »normalem« und »parasitärem« bzw. dem »ernsthaften« und dem »nicht-ernsthaften« Gebrauch von Sprache. Wie für Searle in »A world turned upside down«³⁴ ist auch für Habermas das dekonstruktive Verfahren in erster Linie ein Verfahren um Voraussetzungsstrukturen, etwa die zwischen Logik und Rhetorik, »auf den Kopf zu stellen«. ³⁵ Als Beispiel führt Habermas die von Culler in *On Deconstruction* beschriebene Konsequenz an, daß die »ernsthafte« Sprachverwendung als ein spezieller Fall der »nicht-ernsthaften« Sprachverwendung aufzufassen sei.³⁶

Der zentrale Widerspruch zwischen dem ernsthaften Vollzug einer performativen Äußerung und einer inszenierenden *Performance* besteht darin, daß im zweiten Fall – folgt man der sprachphilosophischen Argumentation Austins und Searles – die essentielle Gelingensbedingung der Ernsthaftigkeit dispensiert ist, welche den Sprecher auf bestimmte Handlungskonsequenzen festlegt:

»In einer ganz besonderen Weise sind performative Äußerungen unernst oder nichtig, wenn ein Schauspieler sie auf der Bühne tut oder wenn sie in einem Gedicht vorkommen oder wenn sie jemand zu sich selber sagt. Jede Äußerung kann diesen Szenenwechsel (›sea-change‹) in gleicher Weise erleben. Unter solchen Umständen wird die Sprache auf ganz bestimmte, dabei verständliche und durchschaubare Weise unernst (›not seriously‹) gebraucht, und zwar wird der gewöhnliche Gebrauch (›normal use‹) parasitär ausgenutzt. Das gehört zur Lehre der *Auszebrung* (›doctrine of etiolations‹) der Sprache. All das schließen wir aus unserer Betrachtung aus.«³⁷

An dieser Passage aus *How to do Things with Words* arbeitet sich bis heute fast die gesamte dekonstruktivistische Auseinandersetzung mit dem Performanzbegriff ab. Der *Szenenwechsel* impliziert nicht nur einen Wechsel des Kontextes, sondern, wenn man das Bild des Theaters verläßt und den Statusunterschied zwischen einem gültigen Ver-

33 Jürgen Habermas (1985), *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt a. M., S. 224.

34 Vgl. John R. Searle (1983), »The world turned upside down«, in: *The New York Review*, Nr. 27, Oktober, S. 74-79.

35 Vgl. Jürgen Habermas (1985), *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt a. M., S. 221.

36 Vgl. Jonathan Culler (1988), *Dekonstruktion*, Reinbek, S. 201.

37 Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 43 f.; Austin, *How to do Things with Words*, S. 22.

sprechen und einem inszenierten Versprechen betrachtet, auch einen pragmatischen Perspektivenwechsel mit nachhaltigen Konsequenzen für die Konstitution der Äußerungsbedeutung. Die Konsequenzen eines Versprechens im Rahmen einer standesamtlichen Trauung sind andere als die Konsequenzen eines Versprechens im Rahmen einer theatralen Aufführung. Zu fragen ist aber, ob der *Szenenwechsel* vom ernstesten, pragmatischen Kontext zum unernstesten Inszenierungskontext tatsächlich als Übergang von gelingenden zu nichtigen Sprechakten aufzufassen ist. In diese Richtung zielt die dekonstruktivistische – aber auch die rezeptionsästhetische – Kritik der Sprechakttheorie. So stellt Derrida in »Signatur Ereignis Kontext« mit der Kategorie des *Gelingens* und des *Scheiterns* von Sprechakten auch den Begriff des *parasitären Gebrauchs* von Sprache in Frage.³⁸ Derrida setzt dem Begriff des Parasitären den der *Iteration* als *infiniter Rezitierbarkeit* und *indefiniter Rekontextualisierbarkeit* entgegen. An ebendiesem Punkt beginnt die Auseinandersetzung zwischen der allgemeinen Theorie der Schrift und der allgemeinen Theorie der Sprechakte.

Das von Derrida an die Sprechakttheorie herangetragene Problem der Iterierbarkeit als Zitierbarkeit wird dadurch virulent, daß er den Performanzbegriff mit dem Schriftbegriff kurzschließt – und zwar unter der Maßgabe, daß die Funktionsweise der Sprache im allgemeinen an die Funktionsweise der Schrift im Sinne Derridas gekoppelt ist. Wegen seiner *Iterierbarkeit* kann man, wie es in der vielzitierten Passage in »Signatur Ereignis Kontext« heißt, »ein schriftliches Syntagma immer aus der Verkettung, in der es gefaßt oder gegeben ist, herausnehmen, ohne daß es dabei alle Möglichkeiten des Funktionierens und genaugenommen alle Möglichkeiten der ›Kommunikation‹ verliert. Man kann ihm eventuell andere zuerkennen, indem man es in andere Ketten einschreibt oder es ihnen *auffropft*. Kein Kontext kann es abschließen. Noch irgendein Code (...).«³⁹ Jedes Zeichen kann »zitiert – in Anführungszeichen gesetzt – werden« und aufgrund seiner Zitierbarkeit »mit jedem gegebenen Kontext brechen und auf absolut nicht sättigbare Weise unendlich viele neue Kontexte zeugen«. ⁴⁰ Die stets gegebene Möglichkeit des »Herausnehmens« und »zitathaften Auffropfens« (ebd.) gehört zur Struktur eines jeden gesprochenen oder schriftlichen Zeichens und ist insofern konsti-

38 Vgl. Jacques Derrida (2001), »Signatur Ereignis Kontext«, in: *Limited Inc.*, Wien, S. 38 f.

39 Derrida, »Signatur Ereignis Kontext«, S. 27 f.

40 Derrida, »Signatur Ereignis Kontext«, S. 32.